

ISSN 1027-5657

Metaphern  
als strenge Wissenschaft

**Sonderdruck**

**41/2014**

**Journal** | **Phänomenologie**

so sein soll, wird uns allerdings leider nicht erklärt. Dies ist der Autorin zufolge auch nicht nötig, da Fotografien der bessere Ersatz für ohnehin nur esoterische philosophische Abhandlungen seien. Plausibilität erlangen Joosts Ausführungen erst auf den letzten Seiten, auf denen sie deutlich macht, dass die Präsenz von Abstoßendem (etwa Hundekot) ein Anzeichen für eine Akzeptanz von Tieren darstellt, die über bloßes Aushalten sicherlich hinausgeht.

Marcel Sebastian verwendet in seinem geglückten Aufsatz »Tierliebe im Schlachthof?« den Gewaltbegriff, der aus Raumgründen innerhalb dieses Aufsatzes etwas unterbestimmt bleiben muss. Es geht ihm darum, dass die zum Teil enorme psychische Belastung von Schlachthausmitarbeiter\_innen dadurch partiell kompensiert wird, dass zwischen legitimer und illegitimer Gewalt unterschieden wird. »Unnötiges Leiden« soll verhindert werden, wobei die dahinterstehende Kriteriologie nicht deontologisch angibt, wann Gewalt legitimiert ist, sondern sich als eine Diskrepanz zwischen Erwartung und Ereignis auffassen lässt (vgl. S. 105). Was aus dem Rahmen der normalen Praxis fällt, wird als *eigentliche* Gewalt aufgefasst. Solange dies nicht geschieht, bzw. im Kontrast dazu, befindet »man« sich in Routinen, die dem Selbstverständnis als tierliebender Mensch zumindest prima facie nicht entgegenstehen.

Schließlich ist hier noch Marion Mangelsdorfs Text »Liebesgeflüster« zwischen Menschen und Pferden?« zu erwähnen, der sich mit der Möglichkeit einer Kommunikation zwischen den Spezies auseinandersetzt. Natürlich gibt es prinzipiell Interaktion, doch stellt sich die Frage: »Ist diese Kommunikationspraxis als Perspektivenumkehr oder als eine nur besonders raffinierte Herrschaftspraxis zu verstehen?« (S.

115) Schon Xenophon habe darauf hingewiesen, dass statt der Dressur die Kommunikation ein weit probateres Mittel der Auseinandersetzung mit Pferden sei. Der Unterwerfung des Tiers durch eine gewaltsame Sprache oder eine Sprache der Gewalt setzt Mangelsdorf eine dritte Sprache entgegen, die einer kinästhetischen Empathie entstamme, die bis in feinste Leibbewegungen hineinreiche. Dies ermögliche eine Annäherung, die zumindest potenziell nicht wiederum eine subtile Herrschaftspraxis darstelle.

Martin Huth, Wien  
martin.huth@univie.ac.at

► Kristin Zeiler / Lisa Folkmarson Käll (Hg.): *Feminist Phenomenology and Medicine*. New York: SUNY 2014. 314 S., ISBN 978-1-4384-5007-0, US-\$ 85,- (Hardcover).

Als sich in den 1990er-Jahren Geschlechterforscherinnen erstmals intensiver mit der phänomenologischen Tradition auseinanderzusetzen begannen und Phänomenologinnen die Phänomenologie für die Geschlechterforschung fruchtbar zu machen versuchten, konnte noch nicht vorhergesehen werden, in welche Richtung die Initiative gehen würde. Heute steht fest: Die anfänglichen Versuche rissen nicht ab, die Forschungen wurden intensiviert, und es entstand eine florierende Forschungsdisziplin, die unter dem Namen »feministische Phänomenologie« Bestandteil sowohl der Phänomenologie als auch der Geschlechterforschung wurde. Zudem hat sich gezeigt, dass sie nicht auf die Philosophie beschränkt geblieben ist – wenn sie es jemals war. Vielmehr ist feministische Phänomenologie zu einem interdisziplinären Faktor von Bedeutung angewachsen. Das

zeigt nicht zuletzt der soeben erschienene Sammelband zweier schwedischer Forscherinnen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die feministische Phänomenologie für die Medizin fruchtbar zu machen.

Der von Kristin Zeiler und Lisa Folkmarson Käll herausgegebene Sammelband *Feminist Phenomenology and Medicine* versammelt insgesamt 15 Beiträge internationaler Beiträger\_innen; die meisten von ihnen sind Philosoph\_innen. In ihrer Einleitung skizzieren die Herausgeberinnen das Forschungsprojekt. Zum einen wird die Bedeutung der feministischen Phänomenologie im Allgemeinen hervorgehoben. Diese bestünde zum einen in der Fokussierung der weiblichen Erfahrung (vgl. S. 6). Außerdem werfe die feministische Phänomenologie aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Perspektive stets die Frage der Norm und Normabweichung auf (vgl. S. 7). Dort, wo sie sich auf die Phänomenologie der Leiblichkeit beruft, könne sie darüber hinaus das Phänomen der leiblichen Entfremdung behandeln (vgl. S. 8). Ein weiteres Charakteristikum seien die Offenheit gegenüber empirischen Studien sowie die interdisziplinäre Ausrichtung (vgl. S. 8 f.). Schließlich trage die feministische Phänomenologie zur Denaturalisierung in Fragen der Wirklichkeit bei (vgl. S. 9). Zum anderen wird auch die Bedeutung der Phänomenologie für die Medizin hervorgestrichen. Diese bestünde erstens in der Nutzung des phänomenologischen Konzepts der gelebten Erfahrung für Themen wie Krankheit, Behinderung (»disability«) und Gesundheit (vgl. S. 3). Zweitens würde die Phänomenologie für Fragen der Ethik, insbesondere der medizinischen Ethik, ein sinnvoller methodischer Ansatz sein (vgl. S. 4).

Eine der Bedeutungen der feministischen Phänomenologie für die Medizin liegt in der Möglichkeit, Krankheit unter Berücksichtigung des Geschlechts aus der Perspektive der gelebten Erfahrung zu thematisieren. Dies unternimmt der erste Beitrag von Linda Fisher mit dem Titel »The Illness Experience: A Feminist Phenomenological Perspective«. Für Fisher steht außer Frage, dass viele Krankheiten geschlechtsspezifisch ausgeprägt sind (»conditioned by gender«) (S. 28), die Gendermedizin gebe ihr Recht. Von daher gesehen sei eine phänomenologische Herangehensweise aus feministischer Perspektive naheliegend. Allerdings müsse eine solche Herangehensweise notwendigerweise den Aspekt der gesellschaftlichen und politischen Lebenswelt miteinschließen (vgl. S. 28 f.). Nicht zuletzt dürfe ein solcher Ansatz auch die empirische Forschung bzw. die Erkenntnisse der Medizin nicht außer Acht lassen. Im Kern führt Fisher die Unterscheidung zwischen »view from within« und »view from without«, einer Innen- und Außensicht, ein. Der Sinn in dieser Unterscheidung liege darin, dass damit die Krankheit nicht nur als subjektive Erfahrung, sondern vor allem als interpersonale Erfahrung und als Erfahrung an der Schnittstelle zum soziopolitischen Feld beschrieben werden könne (vgl. S. 39). Dass damit auch eine Kritik an solchen Ansätzen impliziert ist, welche die Phänomenologie lediglich als eine deskriptive Methode rein subjektiver Erfahrung verstehen, davon kann ausgegangen werden. Diese Kritik würde in diesem Fall auch auf Ansätze im Rahmen der feministischen Phänomenologie zutreffen. Fisher gibt klar zu verstehen, dass der Bereich des Subjektiven bereits durch Husserls Phänomenologie der

Intersubjektivität oder der Lebenswelt überschritten wurde (vgl. S. 41).

Organtransplantationen sind ein konkretes Anwendungs- und Reflexionsfeld für die feministische Phänomenologie, mit dem sich Margrit Shildrick in ihrem Beitrag »Visceral Phenomenology« beschäftigt. Gefragt wird nach den Auswirkungen von Organtransplantationen auf das leibliche Selbst, wobei insbesondere Merleau-Pontys Begriff der Zwischenleiblichkeit eine Hilfestellung bietet. Auch Sarah LaChance Adams und Paul Burcher greifen auf Merleau-Ponty zurück, und zwar auf dessen Ausführungen zur »leiblichen Intersubjektivität«. Mittels dessen nähern sie sich einem besonderen Phänomen beim Geburtsvorgang an, dem Phänomen des »communal pushing«.<sup>1</sup> Erik Malmqvist greift im Artikel »Phenomenology, Cosmetic Surgery, and Complicity« das Thema Kosmetikoperationen auf und bringt die Mitschuld in die Debatte ein. Kann man von Mitschuld sprechen, wenn Schönheitsoperationen von Frauen auf »dubiosen Normen weiblicher Schönheit« (S. 83) beruhen? Auch hier wird Merleau-Pontys Phänomenologie der Leiblichkeit herangezogen, um mittels dessen so etwas wie eine »Phänomenologie der Mitschuld« (S. 91 ff.) zu entfalten. Auch der nächste Artikel von Gail Weiss befasst sich mit Operationen, genau genommen mit sogenannten »Verbesserungsoperationen« (»enhancement surgeries«). Diese werden mit Fragen des Natürlichen, des Normalen und des Normativen (den drei N) und deren Bedeutung von Männlichkeit und Weiblichkeit in Verbindung gebracht. Der Beitrag von Nikki Sullivan beschäftigt sich mit einem in der medizinischen Diagnostik als »Body Integrity Identity Disorder« (BIID) bekannten Phänomen, bei dem die Patien-

tin bzw. der Patient an einem Mangel an leiblicher Integrität leidet. Nicht Merleau-Ponty, sondern Sarah Ahmeds Studie *Queer Phenomenology* stellt hier den theoretischen Hintergrund dar, vor dem dieses Desintegrationsphänomen entfaltet wird. Kristin Zeiler und Lisa Guntram greifen in ihrem Beitrag »Sexed Embodiment in Atypical Pubertal Development« die Frage nach dem normierten Körper auf und befassen sich konkret mit Erfahrungen weiblicher Jugendlicher, die das erste Mal mit der Erkenntnis konfrontiert sind, keine oder nur eine unzureichend ausgebildete Vagina und Gebärmutter zu haben. In ihrem Artikel »Reassigning Ambiguity« beschäftigt sich Ellen Feder mit den negativen Auswirkungen normalisierender Geschlechtsoperationen bei atypischen anatomischen Geschlechtsmerkmalen. Sie schlägt eine auf Merleau-Ponty beruhende Ethik der Leiblichkeit (»embodied ethics«) vor, die dem vielschichtigen Phänomen leiblicher Erfahrung am besten gerecht werden könne, und hält dabei insbesondere seinen Begriff der Sedimentation für besonders hilfreich. Lanei Rodemeyer wirft in ihrem Artikel »Feminism, Phenomenology, and Hormones« die Frage auf, welchen Beitrag Feminist\_innen im Falle von Hormonbehandlungen leisten können. Ihre Antwort scheint auf ein tiefergehendes begriffliches Verständnis von Körperlichkeit und Leiblichkeit hinauszulaufen, das bereits mittels Husserls Unterscheidung von Leib und Körper bewerkstelligt werden könne. Das Fremdwerden des eigenen Körpers bzw. die Erfahrung des Unheimlichen am Beispiel von Krankheit im Allgemeinen und der Anorexia nervosa im Besonderen stehen im Zentrum des Beitrags »The Body Uncanny« von Fredrik Svenaeus. Leibliche Fremderfahrungen seien seiner Ansicht

nach am besten mit den Ansätzen von Richard Zaner, Drew Leder und sogar Martin Heidegger zu beantworten. Jenny Slatman und Gili Yaron knüpfen insofern an die letzten Beiträge an, als sie mit ihrem Beitrag »Toward a Phenomenology of Disfigurement« mit normenabweichender Leiblichkeit befasst sind. Mit dem Thema Entstellung wird zudem auch implizit Kritik geäußert an jenen phänomenologischen Forschungen, die in allzu schöner Manier der Ambiguität der leiblichen Erfahrung zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Mittels Merleau-Ponty wird eine »Phänomenologie der Entstellung« (S. 231) entwickelt. Einem anderen interessanten Aspekt ist die Herausgeberin Lisa Käll in ihrem Artikel »She's Research!« auf der Spur: dem Ausgesetztsein bei medizinischen Behandlungen. Anhand des preisgekrönten Films *Wit* (USA 2001) über eine an Krebs erkrankte Frau wird eine »Ethik des Ausgesetztseins« (S. 255) eingefordert. Cressida J. Heyes geht es in ihrem Artikel »Anesthetics of Existence« um eine »feministische Phänomenologie der Anästhetik der Existenz« (S. 274 ff.). In den Blickpunkt geraten unterschiedliche Weisen, mit dem Schmerz bei operativen Körpereingriffen umzugehen, und zwar anhand der Performancekünstlerin Orlan und der französischen Pornodarstellerin Lolo Ferrari. In »Wandering in the Unhomelike« wird von Abby Wilkerson schließlich das Thema Depression aufgegriffen.

Auffallend am Sammelband ist der hohe Anteil Merleau-Pontys als einer Quelle der Forschung. Das ist grundsätzlich nicht weiter verwunderlich, galt dieser immer schon als Hauptreferenzquelle für die feministische Phänomenologie. Allerdings wirft es im konkreten Fall die Frage nach anderen phänomenologischen Quellen auf. Hier

scheint mir das Potenzial der Phänomenologie bei weitem nicht ausgeschöpft zu sein. Man wird sehen, ob die zukünftige Forschung auch diesbezüglich neue und mutige Wege zu gehen bereit sein wird.

Die feministische Phänomenologie wird in Zukunft aber auch verstärkt mit der Frage nach der Pluralisierung von Geschlechtsidentitäten und der Aufweichung der Geschlechternormen zu konfrontieren sein. Einige Beiträge nehmen erfreulicherweise explizit dazu Stellung. Manche Ausführungen in diesem Band bewegen sich aber auch ganz im traditionellen Schema von männlicher und weiblicher Erfahrung. Einzelnen theoretischen Ausführungen ist sogar nur schwer eine geschlechtsspezifische Perspektive abzuringen. Daher wäre meiner Ansicht nach die Frage nach dem »Feministischen« der feministischen Phänomenologie wieder aufzugreifen. Was ist feministisch an einer Phänomenologie, die sich mit solchen Geschlechtern und Geschlechtsidentitäten befasst, die sich der traditionellen Geschlechterordnung von vornherein entziehen? In welcher Hinsicht bleibt eine feministische Perspektive auch in Zeiten beispielsweise von Queer und Masculinity Studies weiterhin notwendig?

Ohne jeden Zweifel handelt es sich bei dem Band *Feminist Phenomenology and Medicine* um eine äußerst wichtige Publikation. Es ist der erste Sammelband, der den Ansatz der feministischen Phänomenologie für Fragen der Medizin furchtbar zu machen versucht. Er wird daher in seiner Bedeutung als Standardwerk in diesem Forschungsbereich eingehen. Die Beiträge demonstrieren eine Pluralität an möglichen Themen und damit das reichhaltige Potenzial der feministischen Phänomenologie für die Medizin. Krankheit, Behinderung, Körperdeformationen, Schönheits- und

Organtransplantationen, Reproduktion, Schwangerschaft, medizinische Behandlungen sind die Themen, die der Band aufgreift – Erfahrung, Leiblichkeit, Normativität, Ethik im Wesentlichen die philosophischen Fragen, die darin verhandelt werden. Der Selbstcharakterisierung des Bandes kann zugestimmt werden: »the essays in this volume demonstrate depth and richness feminist phenomenological perspectives can offer in relation to medicine« (S. 19). Es ist der Sache wie dem Band zu wünschen, dass die gegenseitige Wahrnehmung von Medizin und Phänomenologie, nicht zuletzt in Hinblick auf das Thema Geschlecht, weiterhin auf fruchtbaren Boden fällt.

*Silvia Stoller (Wien)*  
*silvia.stoller@univie.ac.at*

#### *Anmerkungen*

- 1 Der im deutschen Sprachraum kaum bekannte englische Begriff des »communal pushing« wird von den Autor\_innen wie folgt definiert: »The communal push is when those supporting a woman in childbirth also find themselves pushing with the muscles of the pelvic floor, often with held breath and red faces« (S. 70). Geburtshelfer\_innen und bei der Geburt anwesende Familienangehörige »drücken« gewissermaßen unbewusst mit und gehen nicht zuletzt dadurch ein leibliches Verhältnis zur Gebärenden ein.